

VELVET SINS

WHEN ANGELS WHISPER
WRONG

© 2025 J. M. Summer
Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Buch ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Wiedergabe, auch auszugsweise, ist ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der Autorin unzulässig.

Satz und Gestaltung: J. M. Summer
Erstellt mit Adobe InDesign
Veröffentlicht über Amazon Kindle Direct Publishing
1. Auflage 2026

Hinweis: Dieses Buch wurde mit größtmöglicher Sorgfalt erstellt. Für Druckfehler oder inhaltliche Irrtümer wird keine Haftung übernommen.

ISBN: 9798246051955

WAS, WENN DEIN ENGEL ZUR
SÜNDE FLÜSTERT -
UND AUSSIEHT WIE DEIN
VERHÄNGNIS?

DER LETZTE TERMIN



Die Uhr tickte leise in der Praxis.

Ich hatte sie vor Monaten abgehängt, weil mich das Geräusch an meine eigene Unruhe erinnerte. Jetzt hing sie wieder, direkt über dem Bücherregal. Vielleicht war es eine Form von Bestrafung. Oder Trost. Immerhin war das Ticken beständig. Verlässlich. Menschen waren das nicht.

Liam saß mir gegenüber. Er saß immer auf demselben Sessel, obwohl ich nie zugewiesen hatte, wo meine Patienten Platz nehmen sollten. Der Sessel war alt, das Polster durchgesessen und die Armlehne leicht eingerissen. Er mochte es, dort zu sitzen. Ich hatte ihn nie gefragt, warum. Er hatte es nie erklärt.

Heute war seine Kapuze tiefer gezogen als sonst. Er war klein, dünn, aber nicht gebrechlich. Seine Körperhaltung hatte etwas von einem in sich zusammengefallenen Zelt – alles war mal größer, lebendiger, aufrechter gewesen, und nun war da nur noch Stoff, der sich schützend um etwas wölbte, das kaum noch atmete. Nur seine Finger bewegten sich. Sie kneteten die Kordel seiner Jacke,

lösten sie und zogen sie wieder fest. Immer und immer wieder.

Ich kannte dieses Muster. Ich hatte es protokolliert. Es war sein Stressventil. Seine stille Übersetzung für „Ich will hier sein. Aber ich weiß nicht, wie.“

Die Sitzung war fast vorbei. Und wir hatten kaum gesprochen. Das war nichts Neues. Liam war ein stiller Junge. Nicht still, weil ihm nichts einfiel, sondern still, weil die Welt so laut war, dass er irgendwann aufgehört hatte, dazwischenzurufen. Ich hatte ihn monatelang begleitet. Es war schwer, ihn zu erreichen. Schwerer, ihn zu halten. Aber trotz seiner Depression kam er. Woche für Woche. Pünktlich und ohne abzusagen.

Ich hatte seine Mutter einmal gefragt, warum er das durchhielt, obwohl er kaum sprach. Sie hatte gesagt: „Weil er sich bei Ihnen nicht schämt, zu schweigen.“

Heute war etwas anders. Ich konnte es nicht greifen, aber ich fühlte es. Eine Schwere, die sich nicht auf meine Schultern legte, sondern in meinem Bauch wühlte, als hätte jemand dort einen unsichtbaren Knoten gezogen.

Ich hatte das Gefühl, als würde ein Kartenhaus in mir wackeln, das ich nie bewusst gebaut hatte.

Mehrfach hatte ich ihn auf Suizidgedanken angesprochen, aber er war nie darauf eingegangen. Auch seine Mutter bestätigte mir, dass sie keinerlei entsprechende Anzeichen wahrgenommen hatte. In den letzten Monaten war sein Zustand sogar besser geworden. Er hatte angedeutet, dass er sich vorstellen konnte, irgendwann wieder zur Schule zu gehen.

Ich hatte ihn mit einer Tagesklinik in Kontakt gebracht und ich hatte mit der Mutter einen Notfallplan ausgearbeitet. Damit war ein Sicherheitsnetz vorhanden, das im Bedarfsfall hätte greifen können. Es war da.

„Möchtest du noch etwas sagen?“, fragte ich leise.

Noch einmal.

Meine Stimme war sanft. Ich zwang sie, sanft zu sein. Es war meine Brücke zu ihm. Manchmal kam er ein paar Schritte mit mir darauf. Manchmal blieb er stehen. Manchmal baute er selbst ein Stück weiter. Heute spürte ich jedoch, wie er darüber schritt, aber nicht zu mir. Sondern von mir weg.

Er hob langsam den Kopf. Eine Bewegung, so klein, dass sie fast zerbrechen konnte, hätte ich sie mit einem Wort unterbrochen. Seine Augen waren hell, fast farblos, wie ausgewaschene Tinte auf altem Papier. Aber sie waren nicht leer.

Heute lag in ihnen Klarheit und Erleichterung. Ich kannte diesen Ausdruck. Und genau das machte mir Angst.

„Ich glaube, ich weiß jetzt, was ich tun muss.“

Mein Herz klopfte sofort zu schnell. Ich zwang mich, nicht zu blinzeln und nicht zu reagieren. Ich musste einfach nur die nächste Frage stellen.

„Was meinst du damit?“

Er zuckte mit den Schultern. Ein kleines Zucken. Kein klassisches Achselzucken. Eher so, als würde er die Welt von sich abschütteln. Und dann kam dieses Lächeln. Es war kaum sichtbar. Nur ein Hauch. Aber es war da. Und es hatte nichts mit Freude zu tun. Es war das Lächeln von jemandem, der seinen Frieden gefunden hatte. Aber nicht im Leben.

„Schon okay.“

Ich öffnete den Mund, aber ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Ich hatte keine klare Warnung. Keine Andeutung von Gewalt. Kein Satz, den ich hätte festhalten können wie ein Seil.

Alles war ... zu ruhig. Zu klar. Zu abgeschlossen.

Ich wollte etwas sagen. Ihn aufhalten. Noch eine Frage

stellen. Einen Witz machen, um das Eis zu brechen, das plötzlich in der Luft lag. Aber es war, als hätte er schon aufgehört, mit mir zu sprechen, bevor er den Mund wieder geschlossen hatte.

Er lehnte sich zurück und wirkte ruhig und locker, aber er war nicht entspannt oder gelöst, sondern ... fertig.

Er sah aus wie jemand, der eine Tür hinter sich geschlossen hatte. Von innen. Und niemand würde sie mehr öffnen.

Ich beendete die Sitzung ein paar Minuten später. Vielleicht hätte ich ihn länger festhalten sollen. Vielleicht hätte ich ihn fragen müssen, ob er konkrete Pläne hatte. Aber das hatte ich alles schon gefragt. Immer wieder. Und nie hatte er etwas Konkretes geäußert. Keine Pläne. Kein Abschiedsverhalten.

Alle Vorsichtsmaßnahmen waren nicht aus seinen Äußerungen heraus entstanden, sondern allein aus meinem Bedürfnis, vorbereitet zu sein – für mich und für seine Mutter, falls sich die Sorge um Suizidgedanken tatsächlich bewahrheiten sollten.

Und doch wusste ich in diesem Moment, dass etwas anders war. Es war ein Gefühl, das sich erst viel später in Worte legen ließ. Jetzt war es nur ein Schmerz, für den ich noch keinen Namen hatte.

Er stand auf und ich nickte ihm zu. Er nickte zurück. Dann war er weg. Und mit ihm etwas, das nie wieder in diesen Raum zurückkehren würde.

Die Unruhe ließ mich nicht los. Ich kontaktierte seine Mutter und fragte, ob ihr eine Veränderung an ihm aufgefallen sei, was sie nicht bestätigen konnte. Doch die innere Anspannung blieb, weshalb ich sie bat, ihn weiterhin im Auge zu behalten und mich zu informieren, sollte ihr etwas Ungewöhnliches auffallen.

Ich saß noch immer auf meinem Stuhl. Seit dem

Telefonat mit Liams Mutter hatte ich mich nicht bewegt. Meine Finger lagen locker auf den Armlehnen, doch ich spürte sie kaum. Meine Augen ruhten auf dem Lichtfleck an der Wand, dort, wo die Lampe ein warmes, gelbliches Oval warf. Normalerweise wurde ich in dieser Stille ruhiger. Es war wie ein Ausatmen nach einem langen Tag.

Heute war da nichts. Nur Leere. Und eine Art inneres Zittern, für das ich keine Erklärung hatte.

Ich zwang mich, mich zu bewegen. Ich klappte den Laptop auf und öffnete Liams Kartei. Seine Akte war ordentlich geführt, wie alle anderen. Ich hatte Notizen gemacht, Fortschritte dokumentiert und Warnzeichen überprüft. Ich hatte sogar einen Interventionsplan aufgesetzt. Es gab einen vereinbarten Notfallkontakt. Ich hatte mit seiner Mutter gesprochen, mehr als einmal. Ich hatte sogar vorgeschlagen, dass er sich in die Tagesklinik aufnehmen lassen könnte. Er hatte es abgelehnt, aber nicht mit Widerstand, sondern mit einem leisen „Vielleicht später“. Und ich hatte geglaubt, das sei ein Anfang.

Ich starrte auf das Formular, dann tippte ich mechanisch:

„Keine akuten Gefahrensignale. Stiller, aber fokussierter Eindruck. Abschlusssatz vage positiv.“

Ich stockte beim letzten Wort. „Positiv.“ Es fühlte sich falsch an. Fast wie ein Hohn. Aber es war das, was ich gesehen hatte. Oder das, was ich hatte sehen wollen. Ich konnte es jetzt nicht mehr auseinanderhalten.

Ich starrte auf den Bildschirm, bis mir die Augen brannten. Dann klappte ich den Laptop zu, schaltete die Lampe aus, zog meine Jacke an und verließ die Praxis.

Draußen dämmerte es bereits und die Sonne hing tief über den Dächern. Die Straßenlaternen flackerten, als

ich die Tür hinter mir schloss.

Zu Hause ließ ich mich aufs Sofa sinken. Die Tasse Tee, die ich mir gemacht hatte, war halb leer und längst kalt. Der Laptop stand offen, doch ich hatte nichts gelesen.

Die Nacht war vergangen, ohne dass ich mich bewegt oder geschlafen hatte.

Am nächsten Morgen klingelte es an der Tür.

Kein hastiges, kein forderndes Klingeln. Nur einmal. Ruhig und bestimmt.

Ich blieb einen Moment stehen, bevor ich sie öffnete. Noch bevor ich wusste, wer dort stand, war da dieses Ziehen in der Brust und dieses leise Wissen, dass sich etwas verschoben hatte.

Draußen standen zwei Polizeibeamte. Eine Frau und ein Mann. Die Frau trat einen halben Schritt nach vorne.

„Dr. Winter?“

Ich nickte.

„Ich bin Hauptkommissarin Kramer. Dürfen wir kurz hereinkommen?“

Ich trat zur Seite. Meine Wohnung wirkte plötzlich fremd, als gehörte sie nicht mehr mir.

Wir setzten uns nicht. Sie blieben stehen. Ich auch.

„Es tut mir leid, dass wir unangekündigt bei Ihnen zu Hause vorbeischauen, aber es geht um einen Ihrer Patienten“, sagte sie ruhig. „Liam H.“

Etwas in mir wurde still.

„Es handelt sich um einen Suizid“, sagte sie dann. Kein Zögern. Kein Abschwächen. „Seine Mutter hat ihn in der Nacht gefunden.“

Ich hörte die Worte, aber sie kamen nicht richtig an. Als würden sie an mir vorbeiziehen.

Der Mann neben ihr machte sich eine kurze Notiz. Dann fragte sie:

„Wir müssen Sie bitten, uns kurz etwas zu Ihren letzten Gesprächen mit ihm zu sagen. Gab es Hinweise? Äußerungen? Konkrete Anzeichen?“

Ich schüttelte langsam den Kopf.

Ich hörte mich selbst antworten. Sachlich. Ruhig.

Dass ich nachgefragt hatte. Mehrfach.

Dass nichts darauf hingedeutet hatte.

Dass alles, was es gegeben hatte, Vorsicht gewesen war. Meine.

Sie hörte aufmerksam zu und nickte einmal.

„Das deckt sich mit dem, was wir bisher wissen“, sagte sie. „Es gibt nichts, was auf eine akute Ankündigung hingedeutet hätte. Wir bitten Sie dennoch, uns Ihre Unterlagen zu Liam zur Verfügung zu stellen.“

Ich nickte und dann zog sie einen Umschlag aus ihrer Tasche.

„Liam hat einen Abschiedsbrief hinterlassen“, sagte sie. „Einen davon an Sie“.

Sie reichte ihn mir. Ich nahm ihn automatisch. Das Papier war dünn und zu leicht für das, was es trug.

„Wir bräuchten Sie eventuell noch einmal für Rückfragen“, sagte sie. „Aber für den Moment wäre das alles.“

Ich nickte. Wieder dieses Nicken.

Sie verabschiedeten sich leise. Keine Floskeln. Kein „Es tut uns leid“.

Dann war die Tür zu und die Wohnung still.

Irgendwann bemerkte ich, dass mein T-Shirt nass war. Tränen. Sie waren einfach gelaufen, ohne dass ich es gemerkt hatte. Ich fühlte mich leer, aber gleichzeitig schwer. Wie unter Wasser. Als wäre jede Bewegung zu viel und jedes Wort überflüssig.

Ich hätte es wissen müssen. Er hatte es mir nicht gesagt, nicht direkt, aber es war da gewesen. In seiner

Haltung. In seinem Blick. Ich hatte es gespürt. Und ich hatte ihn gehen lassen.

Ich, der Therapeut. Ich, der Experte. Ich, der täglich mit Schmerz sprach und dafür bezahlt wurde, ihn zu erkennen.

Und ich hatte es nicht erkannt.

Oder hatte ich es nicht erkennen wollen?

Ich ging ziellos in der Wohnung herum. Schatten zogen sich über die Wände, als hätten sie ein Eigenleben. Ich ignorierte sie, öffnete die Tür zum Schlafzimmer, aber schloss sie nicht richtig. Ich legte mich nicht hin. Stattdessen ließ ich mich auf den Boden sinken.

Ich saß da und legte die Stirn auf die Knie. Meine Arme umklammerten meine Beine. Der Boden unter mir war kalt. Aber ich fühlte kaum etwas.

Nur den Gedanken.

Ich habe ihn enttäuscht.

Ich habe ihn verloren.

Ich bin schuld.

Die Uhr in der Küche tickte. Dieses leise, rhythmische Geräusch, das ich schon mein ganzes Leben kannte, wurde plötzlich lauter. Es war, als hätte es sich in mein Bewusstsein gebohrt.

Und dann war da etwas anderes. Kein Ton. Kein echtes Geräusch. Nur ein Gefühl.

Wie ein Atemhauch in meinem Nacken. Wie eine Präsenz, die in den Raum getreten war, ohne eine Tür zu benutzen.

Ich hob den Kopf und sah mich um. Niemand war da. Kein Wind. Kein Licht. Keine Stimme.

Und doch war da etwas.

Es war ein Gedanke. Aber nicht meiner.

Ein Gedanke, der sich nicht anfühlte wie etwas, das ich gedacht hatte.

Es war wie ein Flüstern in meinem Kopf. Leise, aber klar.

Du wusstest es. Du hast es gespürt. Und trotzdem hast du ihn gehen lassen.

Ich wollte schreien. Aber meine Kehle war wie zugeschnürt.

Die Stimme klang nicht fremd. Sie klang vertraut. Als hätte sie schon immer in mir gewohnt. Und ich hatte sie nur nie bemerkt.

SCHULD



Ich schloss die Praxis nicht.

Ich kam am darauffolgenden Tag zurück, obwohl ich wusste, dass es niemand erwarten würde. Ich hatte keinen Termin angesetzt und keine Patienten eingeladen. Ich saß einfach nur da.

Derselbe Stuhl. Dieselbe Uhr an der Wand, die mit jeder Sekunde leiser und lauter zugleich zu ticken schien. Und derselbe Kaffee, den ich wie automatisch zubereitet hatte, obwohl ich ihn nicht trank.

Die Eingangstür klapperte ab und zu leicht im Rahmen, als würde jemand davor stehen, der es sich im letzten Moment doch anders überlegt hatte.

Ich saß wie erstarrt. Ich fühlte mich wie ein Schauspieler, der auf seinen Einsatz wartete, aber vergessen hatte, wie es weiterging. Und niemand kam, um ihm den Text zuzuflüstern.

Der Computer war an, aber ich klickte nichts. Ich öffnete Liams Akte und las jeden Eintrag. Jedes Wort. Immer wieder. Fünfzehn Mal. Vielleicht mehr.

Ich kannte den Text inzwischen auswendig, aber ich

las weiter, als würde sich zwischen den Zeilen ein Hinweis verstecken, den ich übersehen hatte. Ich fragte mich, wie oft ich über die Momente hinweg gelesen hatte, in denen seine Stille nicht einfach Schutz war, sondern eine Form von Abschied. Wie oft hatte ich seine leisen Gesten übersehen, seine winzigen Fortschritte fehlinterpretiert? Hatte ich ihn je wirklich erreicht? Oder war alles, was ich für einen Aufbau gehalten hatte, nur ein leiser Rückzug gewesen?

Ich weiß nicht, wie lange ich so saß. Irgendwann wurde es draußen dunkel. Ich schaltete kein Licht ein. Ich saß einfach im Schein des Monitors, der mich in ein kaltes, unnachgiebiges Blau tauchte. Meine Augen brannten, aber ich konnte nicht aufhören zu starren.

Ich stellte mir vor, wie Liam hier gesessen hatte. Genau in diesem Sessel. Wie er die Kapuze nicht abnahm und wie seine Hände die Kordel drehten.

Ich fragte mich, ob er sich wirklich erleichtert gefühlt hatte, als er sagte, er wisse, was er tun müsse. Ob er geglaubt hatte, ich würde verstehen. Ob er dachte, dass ich – von allen Menschen – es sehen würde.

Und dann war sie wieder da. Die Stimme. Kein Laut, kein Geräusch. Nur ein Gedanke, der nicht wie meiner klang.

Du hast es gespürt. Und du hast ihn gehen lassen.

Ich ballte die Hände zu Fäusten, obwohl ich nicht wusste, gegen wen ich sie richten sollte.

Am Abend fuhr ich nach Hause. Ich wusste nicht, warum. Vielleicht, weil ich das Gefühl hatte, jemand könnte bemerken, wie leer ich war, wenn ich bliebe. Vielleicht, weil ich irgendwo sein wollte, wo ich den Stuhl nicht mehr sehen musste, in dem er gesessen hatte.

Die Wohnung empfing mich mit Stille. Kein Geruch. Keine Wärme. Nur das Gefühl, dass die Zeit hier stehen

geblieben war. Ich ließ das Licht aus, setzte mich aufs Sofa und stellte die Tasse mit dem kalten Tee auf den Tisch, ohne weiter daraus zu trinken. Ich wollte etwas fühlen – Wut, Trauer, irgendetwas. Aber da war nur Leere. Eine stumpfe, lähmende Leere, die wie ein Film über meiner Haut lag. Als hätte ich einen Raum in mir geöffnet, den ich nicht mehr schließen konnte.

Dann begann mein Herz zu pochen. Als würde es gegen etwas schlagen, das nicht nachgeben wollte. Ich stand auf und ging zur Wand. Ich presste die Stirn dagegen. Die Kühle der Wand half nicht. Nichts half.

„Ich habe alles getan, was ich konnte.“ Ich sagte es laut. Nicht zu jemandem, aber auch nicht zu niemandem. Es fühlte sich nicht wie eine Lüge an. Aber auch nicht wie die Wahrheit.

In dieser Nacht träumte ich von Liam. Aber es war nicht die Praxis. Nicht der Sessel. Er war in meinem Büro. Ich sah nur seinen Rücken. Ich wollte rufen, aber meine Stimme war weg. Ich rannte los, doch der Boden unter mir war zäh wie Teer. Jeder Schritt war ein Kampf. Als ich fast bei ihm war, drehte er sich um. Und es war nicht Liam. Es war ich. Ich sah mich selbst an, mit einem ruhigen, enttäuschten Blick.

„Du hast mich gehen lassen“, sagte ich.

Ich wachte schweißgebadet auf. Das Laken klebte an meinem Rücken.

Die Dunkelheit im Raum flackerte. Nicht durch Licht. Sondern durch... etwas anderes. Etwas, das durch den Raum ging, ohne sich zu zeigen.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich taub. Ich zwang mich zu duschen, zog mich an und ging in die Praxis. Ich sagte mir, dass die Routine helfen würde. Dass ich das tun musste, um nicht den Halt zu verlieren. Der erste Patient sagte ab, der zweite auch. Beim dritten

zwang ich mich zu einem Lächeln. Es fühlte sich fremd an, als würde mein Gesicht nicht wissen, wie das geht.

„Sie sehen müde aus, Dr. Winter“, sagte die Patientin.

Ich nickte. „Ich bin nur... nachdenklich.“

Nach der Sitzung verließ ich den Raum und blieb im Gang stehen. Ich lehnte mich an die Wand. Meine Hände zitterten leicht.

Und dann war es wieder da. Dieses Gefühl. Ein Atem. Ganz nah an meinem Nacken. Kalt, aber nicht unangenehm. Nur... zu nah.

Ich fuhr herum. Niemand war da.

Aber das Gefühl blieb. Als hätte jemand hinter mir gestanden. Oder als würde er es noch immer tun.

Ich schloss die Praxis früher, sagte die restlichen Termine ab und gab vor, krank zu sein. Ich ging spazieren. Stundenlang und ohne Ziel. Ich dachte, die Bewegung würde helfen, aber jeder Schritt war nur ein weiterer Beweis, dass ich nicht davonlaufen konnte. Ich erinnerte mich an meine erste Sitzung mit Liam. Wie er nicht in den Raum kommen wollte. Wie er zögerte. Wie ich ihm Tee angeboten hatte und er nur sagte: „Ich trinke nichts, was ich nicht selbst gemacht hab.“

Damals hatte ich gelächelt. Jetzt fühlte sich dieses Lächeln an wie Verrat.

Abends lag ich auf dem Sofa. Das Licht flackerte, obwohl es ausgeschaltet war. Nicht hell. Nur ein kurzes Pulsieren. Und da war ein Schatten an der Wand, der sich bewegte.

Entgegengesetzt zum Licht. Entgegengesetzt zur Logik.

Ich richtete mich auf und starrte ihn an, aber da war nichts.

Und doch... etwas blieb. Ein Gedanke. Keine Stimme. Kein Klang. Nur Klarheit.

*Du hättest ihm helfen können, aber du wolltest nicht
auf dich hören. Jetzt ist er weg.*

Ich schloss die Augen. Ich wollte, dass es aufhörte.

So wirst du nie gut genug sein.

Meine Finger krallten sich in das Sofa. Ich wusste nicht, ob ich träumte oder ob ich den Verstand verlor. Aber ich hörte mich selbst leise antworten. „Wer bist du?“

Nichts.

Nur das Ticken der Uhr in der Küche und mein Herz,
das zu laut schlug, um noch meines zu sein.

FLÜSTERN & FANTASIEN



Ich versuchte, es zu ignorieren. Diese Stimme. Dieses Flüstern, das sich nicht anfühlte wie ein Gedanke, sondern wie ein Fremdkörper, der sich zwischen meine Gedanken drängte.

Anfangs war es nur ein leises Kitzeln. Kaum spürbar. Eher wie der Nachhall eines Traums, den man schon beim Aufwachen wieder vergisst.

Ich redete mir ein, es sei Erschöpfung, Stress oder eine Reaktion auf die Schuld, die ich mit mir herumtrug.

Ich war Therapeut, kein Prophet. Natürlich hallten Liams letzte Worte in mir nach und natürlich hörte ich Dinge. So erklärte ich es mir.

Aber dann fing er an zu sprechen. Nicht mit einer Stimme, sondern mit Worten, die einfach da waren, mitten in meinem Bewusstsein, ohne dass ich sie gedacht hatte. Und sie klangen falsch. Nicht nur fremd, sondern falsch.

Ich saß in der Sitzung mit Frau R., die mit brüchiger Stimme erzählte, wie ihr Mann ihr vorgestern das Handy weggenommen hatte, weil sie „zu emotional“ auf eine

Nachricht ihrer Schwester reagiert hatte. Sie sprach von Schuld, von Scham und von dem Gefühl, zu viel und gleichzeitig nie genug zu sein.

Ich nickte, hörte zu und wollte gerade ansetzen, etwas zu sagen, als es kam.

Sag ihr, sie soll ihn mit einem Küchenmesser verlassen. Ehrlich jetzt. Ein sauberer Schnitt. Sie will es doch selbst.

Ich erstarrte. Mein Stift hielt mitten in der Bewegung inne. Es waren düstere Ideen, die man mir einflüsterte. Gedanken, von denen ich nicht wusste, ob sie aus meinem Inneren hervorkrochen oder ob ich einfach nur halluzinierte. Gedanken, die ich nicht laut aussprechen konnte oder gar durfte.

Ich sah Frau R. an. Ihre Augen glänzten feucht. Sie war am Rand ihrer Kräfte und sie brauchte meine Hilfe.

Ich atmete durch und zwang mich zur Professionalität. „Vielleicht ... könnten Sie versuchen, dieses Kapitel symbolisch zu beenden. Etwas loszulassen, auf Ihre Art.“

Zufrieden über meine Worte entspannte ich mich wieder etwas.

Sie sah mich lange an, und dann lächelte sie zum ersten Mal seit Wochen. Ein leises, verschworenes Lächeln. „Ich weiß genau, was ich machen werde.“

Konkreter wollte sie nicht werden, weshalb sie mich leicht verwirrt in meiner Praxis zurückließ.

Am nächsten Tag schickte sie mir ein Bild per E-Mail. Ein Kuchen, in Form eines aufgeschlagenen Buchs. In Zuckerschrift stand darauf: Kapitel beendet. Dein Ego kannst du behalten. #KuchenTrennung. Auf Social Media bekam sie dafür zwanzigtausend Likes und ging viral.

Ich starrte ungläubig auf das Display meines Handys und war unfähig zu blinzeln. Dann kam es wieder.

Das kann doch nicht wahr sein. Ein Kuchen? Was ist

denn an einem Messer falsch?

Die Worte lagen nicht auf meiner Zunge, aber sie brannten trotzdem.

Ich erhob mich, ging zum Fenster und sah auf die Straße, wo Menschen wie immer zur Bahn hasteten.

Ich fühlte ihn. Er lag in meinem Brustkorb wie Rauch. Wie ein Grinsen unter meiner Haut. Stöhnend massierte ich mir meinen Kopf.

Was war nur los mit mir?

In der Nacht kam er zurück. Ich lag wach und starrte an die Decke, wo ein Riss verlief. Und plötzlich war da ein Hauch von Kälte auf meiner Schulter, obwohl ich unter der Decke lag.

Du solltest aufhören, dich zu wehren.

Ich drehte mich nicht um. „Was meinst du?“

Ganz einfach. Ich geb' dir das, was du brauchst. Ich flüstere, du handelst.

Ich antwortete nicht. Ich wollte nicht.

Ich weiß, dass du es willst. Ich hab dich gehört. Dich gespürt. Ich bin nur deinetwegen hier. Du hast mich gerufen.

Ich schloss die Augen fester und versuchte, die Stimme aus meinem Kopf zu verdrängen. „Du bist nicht real.“

Bist du dir da sicher?

Ich spürte einen Windhauch an meiner Schulter, dieses Mal jedoch drehte ich mich um.

Aber dort war niemand. Die Seite des Bettes war leer.

Am nächsten Morgen wachte ich auf mit Kopfschmerzen. Ich trank drei Schluck Kaffee und ließ den Rest stehen.

Die Sitzung mit Herrn B. war für zehn Uhr angesetzt. Herr B. war das Gegenteil von Frau R. Laut. Er war ungebremst und ständig kurz vorm Explodieren. Ein

aufgeplatzter Nerv mit Stimmband.

Er kam rein, warf sich auf den Sessel und sagte, ohne Begrüßung: „Ich schwöre, wenn der Wichser von Chef mich nochmal wegen dieser dämlichen Krawattenpflicht blöd anmacht, reiße ich ihm das Teil herunter und stopf’s ihm in seinen Hals.“

Ich hob eine Augenbraue.

Er soll ihn einfach fragen, ob Würgefantasien Teil der Firmenkultur sind. Dabei soll er ihn mit Krawatten an den Stuhl fesseln. Das nennt man dann Teambuilding.

Ich verkniff mir ein Lächeln und atmete tief durch, bevor ich sprach. „Vielleicht hilft es, wenn Sie Ihre Wut kanalisieren. Eine andere Form von Ausdruck finden.“

Er starrte mich an. Dann brach ein Grinsen auf seinem Gesicht aus wie ein Sonnenaufgang nach Dauerregen. „Ich bau’ ihm was.“, begann er, doch bevor ich hörte, wie es weiterging, war die Stimme wieder da.

Ja, er soll ihm einen Galgen bauen und ihn dann an der Krawatte aufhängen. Die Lösung gefällt mir. Sag ihm das.

Ich schüttelte den Kopf. „Entschuldigen Sie, könnten Sie das nochmal wiederholen?“

„Ich sagte, ich baue ihm einen Ständer für seine Krawatte. Aus Rohren. Mit einem Schild: ‚Zum Abwürgen bereit‘. Ich stell’s in die Kantine. Mal sehen, ob der Stümper es checkt.“

Ich nickte mit offenem Mund. Sprachlos konnte ich nur noch zuhören, wie er das Geplante umsetzen wollte. Auf eine Intervention ließ er sich bis zum Ende der Stunde nicht mehr ein.

Was zum ...? Ein Rohr? Ein verdammtes Rohr? Erst ein Kuchen, jetzt ein Rohr? Er hätte ein Brecheisen nehmen können. Oder Feuer. Aber nein – ein Rohr. Wie erbärmlich ist das denn?

Der Kommentar kam sofort. Es klang genervt mit einem Hauch Müdigkeit. Auch ich verstand nicht, was hier vor sich ging. Weder in meinem Kopf noch mit meinen Patienten.

Später am Abend saß ich alleine auf dem Sofa. Das Licht war aus und die Teetasse kalt. Wie so oft in den letzten Tagen. Ich fragte mich, wie lange es noch dauern würde, bis ich das nicht mehr seltsam fand.

Ich sprach laut. Nicht aus Absicht. Es war eher ein Reflex.

„Was bist du?“

Keine Antwort.

Ich schüttelte den Kopf. „Bist du ein Dämon mit Sarkasmusproblem? Mein Unterbewusstsein in der Midlife-Krise?“

Es blieb still. Keine Antwort. Kein Flüstern. Nur mein Atem. Und das Ticken der Küchenuhr, das klang, als würde es mich auslachen.

Der nächste Tag begann harmlos. Ich hatte schlecht geschlafen, aber das war nichts Neues. Mein Gesicht im Badezimmerspiegel sah aus wie die schlecht gelöschte Kopie einer Person, die früher mal wusste, was sie tut. Ich zwang mich zur Routine: Kaffee, Schlüssel, Praxis. Als ich die Tür aufschloss, roch der Raum nach Papier, Staub und zu vielen Erinnerungen. Ich ließ das Fenster offen und atmete durch, während ich den ersten Namen aufrief.

Herr J. – Anfang fünfzig, Möbelverkäufer, großer Mann mit schmäler Stimme. Seine Ehe war ein Trümmerfeld aus passiv-aggressiven Frühstücksgeschichten, emotionaler Erpressung in Whatsapp-Form und einer Schwiegermutter, die regelmäßig ungefragt in der Küche stand.

Heute war er aufgebracht. „Sie hat meine Kaffeetasse

ausgetauscht“, sagte er zur Begrüßung. „Die mit dem Goldrand. Einfach ersetzt. Ohne ein Wort.“

Ich nickte. „Und was fühlen Sie in diesem Moment?“

„Verrat. Und ... Resignation.“

Ich wollte etwas sagen, da kam es schon.

Sag ihm, er soll ihr die neue Tasse zurückgeben. Gefüllt mit Asche. Und wenn sie fragt, sagt er: ‚Dort drin ist der Letzte, der dachte, man könne meine Dinge einfach ersetzen‘.

Ich atmete durch. „Vielleicht ... ist das Bedürfnis nach Kontrolle ein stiller Schrei nach Aufmerksamkeit. Könnte es sein, dass Sie ihr unbewusst zeigen möchten, wie sehr Sie sich übersehen fühlen?“

Nein, so wird das nichts. Wir reden hier über Schwiegermütter. Er muss ihr zeigen, wer der Boss ist.

Ich ignorierte die Stimme.

Herr J. jedoch sah mich an, als hätte ich ihm gerade den Sinn des Lebens erklärt. Und dann lächelte er.

„Danke, Herr Doktor, ich weiß nun, was ich tun muss“, sagte er.

Ich wollte noch nachfragen, aber er war schon auf dem Weg zur Tür.

„Warten Sie, die Stunde ist noch nicht ...“

Weg war er.

Einige Stunden später bekam ich eine Mail. Mit Bild. Herr J. stand grinsend vor einem Plakatständer im Möbelhaus. Darauf: ein riesiges Werbeposter mit ihm – in voller Pose – und einer Kaffeetasse mit Goldrand in der Hand.

Der Slogan lautete: „Ein Mann. Eine Tasse. Ein Prinzip.“

Darunter: #CoffeeRightsMovement.

Ich starrte auf den Bildschirm. Die Stimme meldete sich mit messerscharfer Präzision.

Ich bin ein jahrtausendealtes Wesen. Ich habe Städte brennen sehen. Jetzt sitze ich hier mit einem verdamnten Werbeplakat.

Ich hatte keine Zeit, mir über diese Worte Gedanken zu machen, denn der nächste Patient wartete bereits.

Herr K. war Mitte vierzig, Finanzbuchhalter mit quietschenden Schuhen und einem Gesichtsausdruck, als hätte er permanent etwas falsch gemacht. Er hatte eine messerscharfe Stimme und eine sehr spezifische Abneigung gegen seinen Nachbarn.

„Er hat mir meinen Parkplatz weggenommen. Schon wieder.“

Ich nickte und holte innerlich meinen professionellen Ton hervor. „Wie genau meinen Sie das?“

„Er hat mit Absicht sein Auto schräg geparkt, sodass ich nicht mehr reinpasse. Er weiß genau, dass ich dienstags immer erst spät heimkomme.“

Ich machte mir eine Notiz. Dann kam es.

Frag ihn, wofür er denn eine Stoßstange hat. Ein Stoß, ein Aufprall, und dann hat er auch noch einen zweiten Parkplatz.

Ich spürte, wie sich meine linke Augenbraue gegen meinen Willen heben wollte. Ich ignorierte es.

„Haben Sie schon versucht, mit ihm zu sprechen?“, fragte ich ruhig.

Was soll denn das?

Herr K. schnaubte. „Er redet nicht. Er hat seit drei Jahren keinen ganzen Satz zu mir gesagt.“

Na siehst du. Jetzt schlag ihm meine Idee vor.

„Vielleicht hilft es, ihm eine Grenze zu setzen. Deutlich, aber gewaltfrei.“

Ein Stöhnen.

Ich ignorierte es.

Herr K. starrte mich an, als hätte ich ihm gerade ein

Puzzle überreicht, das ihm plötzlich sein ganzes Leben erklärte.

„Ich hab’ eine Idee“, sagte er dann. Ich ahnte, dass ich sie nicht wissen wollte. Aber ich fragte trotzdem.

„Welche?“

Er grinste. „Ich werde eine Parkuhr basteln. Aus Pappe. Eine richtig hässliche. Und die stell ich ihm aufs Auto. Und dann schreib’ ich drauf: Abgelaufen. Und darunter: Auch charakterlich.“

Er lachte. Laut und genüsslich.

Ich nicht.

Später bekam ich ein Foto. Er hatte es wirklich gemacht. Die Pappuhr war gelb, rot und hässlich wie die Sünde. Der Nachbar stand daneben, während Herr K. posierte: Daumen hoch, Sonnenbrille, Selfie-Style.

Darunter der Text: Therapie wirkt.

Das Ganze ging auf Social Media viral mit #Parktherapie.

Ich legte das Handy weg und wollte etwas sagen, aber die Stimme kam mir zuvor.

Er hätte ihn auch einfach überfahren können. Stattdessen ... das?

ZERRISSENE ROUTINEN



Ich wusste nicht mehr, wo meine Gedanken aufhörten und seine anfangen. Ich stand in der Teeküche der Praxis mit der Kanne in der Hand und starrte auf den Tisch, als müsste ich mich neu sortieren. Vielleicht hatte ich gerade noch über das nächste Patientengespräch nachgedacht. Vielleicht auch darüber, wie ich ihn loswerden konnte. Diese Stimme. Dieses Flüstern, das sich anfühlte, als hätte jemand mein Denken gekapert.

Ich hatte nicht sehr viel geschlafen. Wieder nicht. Und das machte alles schlimmer. Der Schlafmangel. Der Druck. Die Stimme ließ sich kaum noch ausblenden. Sie kam öfter und deutlicher. Und jedes Mal klang sie ein bisschen mehr nach etwas, das ich längst kannte, oder verdrängt hatte.

Manchmal war ich neugierig. Nicht auf ihn, sondern auf den Moment, in dem ich aufhören würde, professionell zu sein. Wenn ich einfach das sagen würde, was ich wirklich dachte. Nicht seine Worte. Meine. Die, die mir kommen, wenn ich zum dritten Mal dieselbe Geschichte hörte. Dieselben Probleme, dieselben

Ausreden. Ich war Therapeut. Aber eben auch ein Mensch. Und jeder Mensch hat eine Grenze.

Ich fragte mich, ob ich Liam vielleicht hätte helfen können, wenn ich diese Grenze früher überschritten hätte. Wenn ich auf ihn reagiert hätte, wie ich es instinktiv wollte. Vielleicht sogar mit Härte.

Gleichzeitig aber war ich abgestoßen. Abgestoßen von meinen Gedanken, die, wie ich wusste, nicht professionell waren. Gedanken, die ich als Therapeut nie umsetzen durfte.

Egal, wie verlockend sie an manchen Tagen auch waren.

Ich liebte meinen Job. Liebte die Arbeit mit Menschen. Liebte es, eine Möglichkeit gefunden zu haben, ihnen zu helfen. Jahrelange Ausbildungen und zahlreiche Weiterbildungen hatten mich dorthin gebracht, wo ich heute war. Viele Auszeichnungen bestätigten meine Ausdauer und mein Können.

Doch trotzdem blieb in mir die Frage „Was wäre, wenn ...?“

Ich stellte die Kanne langsam ab. Ich hatte keinen Hunger. Kein Bedürfnis nach Tee. Ich war einfach nur leer.

Die nächste Patientin war jung, Mitte zwanzig, mit einem Ausdruck im Gesicht, der irgendwo zwischen Müdigkeit und innerer Kapitulation lag. Ich kannte ihren Namen, aber er blieb mir nie richtig im Kopf. Was ich mir gemerkt hatte, war das Zittern in ihrer Stimme, wenn sie von ihrer Freundin sprach. Einer dieser engen, unausgesprochenen Verbindungen, die sich irgendwann in etwas Krankes verwandeln. Kontrolle. Manipulation. Emotionale Ausbeutung, die mit einem Lächeln daherkommt.

Sie sprach von Schuldgefühlen und von Einsamkeit.

Davon, dass sie nie wusste, ob sie überreagierte, oder endlich anfang, klar zu sehen. Ich hörte zu und ich schrieb mit. Ich wollte gerade einen der üblichen Sätze sagen, irgendetwas mit Abgrenzung oder Identitätsstärkung, als ich ihn wieder hörte.

Komm mir jetzt nicht wieder mit deinen Identitäts-Ratschlägen. Du hast selbst gesehen, was deine Ratschläge auslösen. Gib ihr einen kleinen Tipp und sag ihr, dass Haare schnell brennen. Es braucht nur ein kleiner Funke

...

Ich schüttelte innerlich den Kopf. Nicht jetzt.

„Vielleicht hilft es“, sagte ich ruhig, „wenn Sie der Sache einen Rahmen geben. Etwas, das Ihnen Kontrolle zurückgibt. Einen Abschluss, der Ihnen gehört.“

Sie sah mich an. Zum ersten Mal wirklich. Ihre Augen wirkten plötzlich hell.

„Ein offener Brief“, flüsterte sie. „Oder eine Lesung. Oder ... ein Podcast?“

Ein Pod ... Pod ... Podcast?

Ich nickte langsam. „Wenn das Ihre Art ist, sich auszudrücken, dann ja. Etwas, das Ihnen die Deutungshoheit zurückgibt.“

Ist das jetzt wirklich dein Ernst?

Als sie ging, war sie eine andere. Noch nicht frei, aber auf dem Weg.

Zwei Tage später war sie überall. Auf Instagram, in Storys, in geteilten Videos. Sie sprach von emotionaler Gewalt, von subtiler Erpressung in Freundschaften und von Menschen, die sich Liebe wie Kreditpunkte gutschreiben lassen. Ihre Stimme war ruhig, aber messerscharf.

Ich geb' zu, es ist besser, als ein Werbeplakat, aber trotzdem hättest du auf mich hören sollen. Meine Ideen hinterlassen wenigstens einen bleibenden Eindruck.

Es dauerte nicht lange, bis Hashtags auftauchten und Reaktionsvideos im Netz kursierten. Ihre ehemalige Freundin verschwand beinahe über Nacht aus den sozialen Medien, und sie selbst? Sie machte weiter. Erst zögerlich und dann professionell. Aus einem einzigen Video wurde eine Plattform und aus ihrer Wut ein Konzept.

Und die Stimme in meinem Kopf? Sie blieb. Auch wenn ich nicht erklären konnte, was vor sich ging, wer dahinter steckte, oder wieso sie da war, wusste ich dennoch, dass es keine Halluzination und keine Einbildung war. Antworten bekam ich jedoch keine. Ich stellte Fragen, die ignoriert wurden.

Trotzdem hörte ich sie täglich. Bei der Arbeit. Zu Hause. Beim Einkaufen, aber auch bei einfachen Dingen, wie beim Fußmarsch nach Hause. Immer dort, wo Menschen waren und Entscheidungen getroffen wurden. Diese Gedanken waren teilweise absurd, aber auch oft sehr düster.

Als ich in einem Café anstand, um mir ein Frühstück zu holen, drängte sich hinter mir eine Frau, die gewiss über neunzig war, so dicht heran, dass ich glaubte, sie versuchte, unter mein Hemd zu spähen.

Die Stimme schlug vor, ihr mit zwei Fingern in die Augen zu fahren, ihr dann den Fuß zu stellen und sich über sie zu beugen – mit dem charmanten Nachsatz, ob sie den Boden wenigstens gefragt habe, bevor sie ihn so leidenschaftlich geküsst hatte.

Natürlich hatte ich nichts davon getan. Doch allein die Vorstellung schien die Stimme köstlich zu amüsieren. Das Lachen in meinem Kopf schwoll derart an, dass es den ganzen Weg zu meiner Praxis über nicht mehr zu bändigen war.

Am Bahnhof versuchte mir die Stimme einzureden,

Menschen, die zu nah an der Bahnsteigkante standen, hätten längst mit dem Leben abgeschlossen und warteten bloß noch auf den passenden Schubs. Die Stimme nannte es „Service am Kunden“. „Und ein Therapeut“, so höhnte sie, „sollte einen solchen Wunsch doch nicht unerfüllt lassen können.“

Auch Kinder waren nicht vor ihr sicher. Doch das wollte ich nicht einmal hören, weshalb ich jedes Mal anfang, laut zu singen, wenn es auch nur in diese Richtung gehen sollte. Die Beschimpfungen, die darauf folgten, waren leichter zu ertragen.

Die einzige Ausnahme waren Tiere. Egal welcher Art. Ihnen durfte kein Schaden zugefügt werden. Im Gegenteil: Mehr als einmal sollte ich sie mit nach Hause nehmen. Aber nicht, ehe ich ihren Besitzern etwas angetan hatte. Etwas, das ihre Mitnahme rechtfertigte. Schließlich galten sie ab diesem Moment als „herrenlos“.

Aber auch das ignorierte ich.

Ach komm schon, ich weiß doch, dass du auch neugierig warst. Du hättest nur ein wenig daran ziehen müssen. Er hätte auch nichts bemerkt.

„Das stimmt nicht. Ich war überhaupt nicht neugierig.“

Du willst mir weismachen, dich hat nicht interessiert, welch totes Tier auf seinem Kopf gelegen hat?

Ich rollte mit den Augen. „Das war eine Perücke, Hergott nochmal.“

Die Stimme lachte sarkastisch. Das werden wir jetzt wohl nie herausfinden, was?

Ein leises Knurren entwich mir aus der Kehle, als ich mir einen Tee einschenkte.

„Mit wem sprichst du?“

Erschrocken drehte ich mich um. Am Türrahmen stand Adrian. Er war groß, blond und die Brille saß so

selbstverständlich schief in seinem Gesicht, als sei sie so hineingewachsen.

„Du bist ... wieder da.“ Ich stellte die Teekanne ab und drehte mich ganz zu ihm um.

„Seit einer Stunde. Drei Wochen offline - stell dir vor.“ Er lächelte kurz. „Niemand hat mich gebraucht, also dachte ich, ich komm doch mal zurück.“

Unsere Praxis bestand aus drei Büros, die ich mir mit zwei engen Freunden teilte. Hier war es nie wirklich ruhig, denn der Betrieb ging auch dann weiter, wenn einer von uns fehlte. Gleich nebenan lag Adrians Büro und Miras stand im Moment leer. Sie hatte ihren Urlaub um ein paar Tage verlängert.

Adrian trat näher. Sein Blick streifte mich, glitt weiter und blieb dann hängen. An den Augenringen, die sich nicht mehr ganz wegschlafen ließen. An den schmalen Händen um die Tasse. An der Uhr, die inzwischen ein Stück zu locker am Handgelenk saß, als hätte mein Körper still und heimlich an Umfang verloren. Und an meinem dunklen Haar, das zu kurz und ungleichmäßig geschnitten war.

Kleinigkeiten, die sonst niemand ansprach. Aber Adrian sah sie.

„Ich wusste doch,“ murmelte er, fast mehr zu sich als zu mir, „dass es keine gute Idee war, wenn Mira und ich gleichzeitig in den Urlaub verschwinden.“ „Ich ...“, begann ich, doch stoppte. Es brachte nichts, ihm Lügen aufzutischen. Adrian, Mira und ich kannten uns seit unserem Studium. Zwischen uns hatte es sofort geklickt. Nicht, weil wir uns ähnelten, sondern gerade, weil wir so verschieden waren.

Adrian war der Vernünftige. Der Stille. Groß und verlässlich. Einer, der nicht viel redete, aber dessen Worte Gewicht hatten, wenn er es tat. Er konnte mit einem

einzigem Blick Dinge auf den Punkt bringen, für die andere seitenlange Erklärungen brauchten.

Mira war das Gegenteil: Warm, direkt, manchmal ein wenig ungeduldig, aber gerade deshalb brachte sie uns beide Bewegung. Sie hatte diese Art, Räume für sich einzunehmen. Nicht laut, sondern selbstverständlich. Wer neben ihr stand, fühlte sich immer ein Stück leichter.

Und ich? Ich war ... nun ja ... nicht der Ruhige und nicht der Strahlende. Ich war derjenige, der viel zu lange auf Dinge herumkaute und der im Zweifel immer noch eine Schicht tiefer grub, auch wenn das längst nicht mehr guttat. Aber Adrian hatte mich nie für meinen Ernst belächelt, und Mira nie für meine Schwärze gemieden. Im Gegenteil: Irgendwie schienen sie beide etwas an mir zu sehen, was ich selbst nicht konnte.

„Die letzten Tage waren nicht ... einfach“, gab ich schließlich zu.

Adrian kam näher, verschränkte die Arme und lehnte sich mit der Hüfte gegen die Küchenzeile. „Was ist passiert?“

„Einer meiner Patienten hat sich ...“ Ich stockte, das Wort blieb mir im Hals stecken. „Er ist tot“, fügte ich leiser hinzu.

Adrians Augen weiteten sich, dann schloss er sie kurz und nickte. Er fragte nicht, um wen es ging. Ich war mir sicher, er wusste es. Einer der Vorteile unserer Praxis war der Austausch: Schwierige Fälle besprachen wir miteinander, ohne Namen oder private Details preiszugeben. Doch manche Geschichten waren so eindeutig, dass mein Schweigen genug verriet.

„Das tut mir leid“, flüsterte er und legte mir eine Hand auf die Schulter.

Sein Griff war fest, aber vorsichtig, als wolle er verhindern, dass ich unter dem Gewicht meiner eigenen

Gedanken zusammensackte. „Es war nicht deine Schuld. Du hast getan, was du konntest.“

„Ich weiß“, murmelte ich. Doch Adrian schüttelte den Kopf, kaum dass die Worte ausgesprochen waren.

„Nein, Elias.“ Seine Stimme wurde fester. „Ich kenne dich. Du drehst es schon seit Tagen in deinem Kopf hin und her, nicht wahr? Du suchst nach Wegen, die du übersehen haben könntest. Aber es gibt sie nicht. Du hast alles getan, was möglich war.“

Ein Blick in sein Gesicht verriet mir, dass er jedes Wort ernst meinte. Und auch wenn ich wusste, dass ich nichts mehr hätte tun können, war da doch diese Stimme in meinem Kopf, die anderes behauptete. Die Stimme, über die ich nicht sprechen konnte. Über die dunklen Einflüsterungen, die ich niemandem jemals anvertrauen durfte.

„Er hat mir einen Abschiedsbrief geschrieben“, sagte ich stattdessen. Adrian atmete tief aus, als hätte er die Luft viel zu lange gehalten.

„Hast du ihn gelesen?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein.“

Ich wusste nicht warum, aber am nächsten Tag, nach dem Besuch der Polizei, nahm ich den Brief mit ins Büro. Seitdem lag er ungeöffnet in meiner Schreibtischschublade.

„Lies ihn, wenn du bereit dazu bist“, sagte Adrian sanft. „Und wenn du dabei Unterstützung brauchst, dann sag Bescheid. Ich bin da.“

Ein spöttisches Schnauben erklang in meinem Kopf. Ich zwang mich, es zu ignorieren. Wie schon so oft in den letzten Tagen.

„Danke“, sagte ich nur und nahm einen Schluck von meinem Tee, den ich fast vergessen hätte.

Adrian sah noch einen Moment zu mir hinüber.

Dann nickte er kaum merklich und richtete sich auf.
„Ich hab gleich eine Patientin“, sagte er. „Aber ... du weißt, wo du mich findest.“
„Nebenan“, murmelte ich.
Ein kurzes Lächeln blitzte über sein Gesicht, ehe er sich umdrehte und ging.